

Petrivision „Lösungen: Vergessen“**3. November 2018**

Weiß ist das Land, schneebedeckt. Nicht unschuldig weiß, sondern so, als hätte sich ein Flaum des Vergessens über alles Leben ausgebreitet. Und an einer von wenigen kahlen Bäumen gesäumten Hügelkette in der Ferne ahnt man unscharf die Grenze zum weißgrauen Himmelszelt. „Was ist dahinter?“, fragt Roos. „Nichts“, antwortet Louise.

„*Das Entschwinden*“ heißt das Filmdrama von *Boudewijn Koole*, das bei den Nordischen Filmtagen vor genau einem Jahr mit dem *Kirchlichen Filmpreis* ausgezeichnet wurde. Roos ist eine Fotojournalistin, die sich schon vor langer Zeit von ihrer Mutter entfremdet hat. Louise lebt im Norden Norwegens, gibt Klavierunterricht und züchtet Schlittenhunde. Nun kommt ihre Tochter zu Besuch, und eigentlich hat man sich, wie immer schon, nicht wirklich etwas zu sagen. Nur diesmal ist es anders, denn Roos muss ihrer Mutter erklären, dass sie krebskrank ist und bald sterben wird.

Man möchte meinen, dieser Film sei für eine von Theologinnen und Theologen besetzte Jury eine typische Wahl. Das Thema Sterben wird immer gern genommen, der depressive Unterton misslingender Kommunikation und die mögliche Aussicht auf Versöhnung passen ins Bild. Kargheit und Kälte könnten zudem auf eine protestantische Juroren-Riege schließen lassen. Doch die Kürung dieses Films zum Preisgewinner war alles andere als typisch *churchy*, kein Stück den

Bewertungsregeln des kirchlichen Konsens zugewandt. Diese Wahl war wunderbar gewagt und im Grunde so häretisch, dass sie geradezu wahrhaftig war. Warum? Wegen der unscharfen Grenze, von der ich vorhin schon sprach.

Mit einem Hundeschlitten fährt Louise ihre Tochter zu der weiten Ebene, irgendwann in der Mitte des Films. Roos erblickt den verschneiten Horizont. „Was ist dahinter?“ – „Nichts“. Zum Ende der Geschichte fährt derselbe Schlitten noch einmal auf der Ebene ein. Des Lebens müde erhebt sich Roos aus den wärmenden Decken, umarmt die Mutter kurz und macht sich auf den Weg. Die letzte Einstellung: ich erinnere sie so, als hätte sie Stunden gedauert. Immer kleiner wird der schwarze Umriss der mühsam wandernden Frau, bis sie als kleiner Punkt hinter den Hügeln verschwindet. Nichts.

Die Religion täte gut daran, würde sie anstatt von unbewiesenen Präsenzen viel mehr von Abwesenheiten sprechen. Sie tut es aber nicht gern. Stattdessen behauptet sie auf Kanzeln und in erbaulichen Schriften immerfort tröstliches Anwesend-Sein eines letzten Grundes. Nickt dazu gern bekräftigend, um andere und wohl auch sich selbst zur Einsicht zu überreden, und schließt gern mit: „Das ist wirklich wahr.“ – Nein, ist es nicht. Denn ohne Sinn und Verstand, ohne hinreichend tiefe philosophische und theologische Reflexion, wird auf diese Weise das Nicht-Objektivierbare zum Objekt gemacht und das Unverfügbare verfügt und verdinglicht. Dabei steht doch das Bilderverbot so sehr im Zentrum der großen Religionen, damit aus Gott eben kein Etwas und kein Jemand wird. Der klügste Satz aus

Dietrich Bonhoeffers Werk lautet: *Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.*

Der Dialog „*Was ist dahinter? –Nichts*“ ist somit alles andere als ein Film-Moment agnostischen Erzählens. Es ist vielmehr die Einsicht, dass man, um Gott zu finden, Gott vergessen muss. Gott und alle Mythen und Legenden, alle anerzogenen Kindheitsbilder und selbst noch manche erwachsene Spekulation. Denn all dies ist rückwärtsgewandt und erschöpft sich in der unzutreffenden Vermutung, im Gestrigen das Heil zu finden. Weil wir nur erkennen, was wir schon kennen? Ich bezweifle das. Der Glaube verkommt zur Gedenkkultur, und die Kirchen und Tempel modern dahin als immer weniger besuchte Museen ihrer eigenen Musealität. Religion als Rückbindung, als Rückversicherung, als Bewahrung des einstmals Geglaubten. Obwohl es doch für die Suchenden um Gegenwart und Zukunft gehen muss. *Lasst die Toten ihre Toten begraben. History teaches us nothing.*

Weiß und weit wie das unverfügbare Morgen sollte die Ebene des Denkens und Empfindens sein. Und gut ist es, den Nicht-Ort jenseits des weißgrau schillernden Horizonts nicht Gott, sondern das Nichts zu nennen. Das wäre keineswegs ein Kotau vor *Dawkins, Hitchens* und all den anderen kämpferischen Atheisten. Oh nein, man wäre in bester Gesellschaft mit *Clemens von Alexandrien, Origenes, Meister Eckhardt, Nikolaus von Kues* und *Jacques Derrida*. Und mit dem Regisseur *Boudewijn Koole*.

Andreas Dresen, ein anderer, ein deutscher Filmmacher, bekannte sich auf einem Workshop, den ich kürzlich besuchte, als Atheisten, aber als gläubigen Menschen. Dann zeigte er uns die Sterbeszene aus seinem Film „*Halt auf freier Strecke*“. Nie zuvor habe ich in einem Spielfilm etwas derart Echtes und Ergreifendes gesehen. Eine Kameraperspektive, die den Sterbenden nicht direkt zeigt, nur seine Familie und den Blick aus dem Fenster des Krankenzimmers. Dresen sagte dann: „Ein bisschen bedaure ich es, dass man uns damals in der DDR mit den religiösen Fragen allein gelassen hat.“ Und ich wollte antworten: „Dann hätten Sie aber keinen so wundervollen Film drehen können.“

Als der Familienvater Franz zum letzten Mal geatmet hatte, öffnete seine Frau das Fenster. Federleicht umsegelten Schneeflocken die Äste eines kahlen Baums, dahinter die Weite. Lilly, die Tochter, wischte sich eine Träne von der Wange und sagte: „Ich muss zum Training“. Dann kam der Abspann.